

52. ECA-Fachartikel

Interkultureller Coach – die Haltung macht's

Eines der auffälligsten Nebelworte der letzten Jahre ist „interkulturell“. Wenn Menschen aus unterschiedlichen Ländern an einem Tisch miteinander speisen, ist das kein Besuch mehr, sondern ein interkultureller Akt. Und den verstehen wir heute nur noch, wenn Profis mit am Werk sind: Experten für Export und Import, Spezialisten für Tourismus, internationales Marketing und Training – und „interkulturelle Coaches“. Wie Peter Kensok, ECA-Coach aus Stuttgart dazu wurde, schildert er in diesem Bericht.

Noch als Abiturient hatte ich mir ein Stück Freiheit jenseits des Elternhauses erobert und lebte bereits in einer Wohngemeinschaft in Bielefeld. Meine Mutter und mein Vater hatten am Ende akzeptiert, dass ich mich in Ruhe auf den Schulabschluss vorbereiten wollte statt in den elterlichen Betrieb eingebunden zu sein. Ich erarbeitete mir jeden Dreier im Schweiß meines Angesichts. Egal wie. Nach dem Abitur wollte ich mir meine Unabhängigkeit erhalten und trotz eines mäßigen Notenschnitts studieren. Egal was. Aber damit begann vor 30 Jahren mein Weg als interkultureller Coach.

Ich fuhr zur Uni nach Münster, schrieb mich ein, machte meine Kreuze und verpasste dabei die richtige Stelle auf dem Formular. Wenige Wochen später bekam ich einen Bescheid, dass ich nachgerückt und zum Studium der Ethnologie (!) zugelassen sei. Kein Scherz: Ich tippte auf Verhaltensforschung (Ethologie), sah mich in Afrika Löwen für den Allwetterzoo in Münster fangen und staunte nicht schlecht, als mich ein Besucher meiner WG just auf Völkerkunde aufmerksam machte. Ich habe das Studium dieses Faches jedoch nie bereut. Jedenfalls fast nie.

Unsere Kinder tun sich nämlich bis heute schwer damit, dass ich Ethnologe bin. „Das hat was mit schriftlosen Kulturen zu tun“, versuche ich. - „Wie, bist du Lehrer für leserechtschreibschwache Deutsche?“ Auch Coach könnten sie nach wie vor kaum erklären. Das klingt in ihren Ohren, als würde jemand auf gegrillte Marshmallows beißen – diesen süßen, klebrigen „Mäusespeck“, der selbst bereits ein interkulturelles Phänomen ist. Wenn ich meinen Kindern „interkultureller Coach“ als Berufsbezeichnung anbiete, ziehen Sie sich verzweifelt lieber auf Hausmann zurück. So erleben sie mich, da ich die meiste Zeit vom Büro im Haus aus arbeite. Aber wenigstens ist das etwas, das ihre Freunde und Freundinnen verstehen, auch wenn ich damit in der „Szene“ ziemlich am Ende der Nahrungskette rangiere, noch hinter Hausfrau und Mutter.

Als ich in den 70ern und 80ern Völkerkunde studierte, gab es den interkulturellen Coach noch nicht. Ehrlich gesagt, weiß wohl niemand genau, was sich dahinter verbirgt: Es ist wie in Watte beißen – oder Marshmallows. Ich weiß nur, dass ich heute nicht in der Reihe derjenigen Missionare stehe, die den „primitiven“ Völkern die Bibel übersetzen oder den First Nations Glasperlen verkaufen, damit die Eisenbahn durch ihre Jagdgründe gebaut werden kann. Ich optimiere keine Sprachlernsysteme, damit unsere Soldaten oder Unternehmen dann besser in asiatische Länder eindringen können. Aber ob ein Linkshänder sich dafür entschuldigt, wenn er seine Haupthand zum Essen mit den Fingern benutzt, ist mir für einen interkulturellen Coach fast zu wenig.

Was also ist ein interkultureller Coach?

Vor allem macht ihn seine Haltung aus: Interkulturell ist vieles möglich, und doch dürfen und müssen wir deshalb auch zu unserer eigenen Kultur stehen. Zuviele Entwicklungshelfer nämlich finden sich nach ihrem Einsatz in der eigenen Kultur nicht mehr zu recht, idealisieren die Fremde, scheitern an dem, was Ethnologen „going native“ nennen. So habe ich rechtzeitig erkannt, dass ich trotz meiner Begeisterung für Ghana kein Fanti, Balsa oder Ga werden kann. Es ist mir in 20 Jahren als Westfale in Stuttgart nicht einmal gelungen, ein Schwabe zu werden! Ich finde Gut und Böse in allen Kulturen und lasse mich dort von den Modellen inspirieren, auf die ich wegen meiner eigenen kulturellen Prägung kaum kommen würde – sollte ich sie überhaupt wahrnehmen.

Schon während des Studiums hoffte ich, ein Vermittler zwischen den Kulturen zu werden und gründete eine Studentenzeitschrift namens „Ethnologik“. Sie überlebte nur drei oder vier Ausgaben. Aber das reichte, um zu erkennen, dass sich die unterschiedlichen Kulturen von selbst bemerkbar machen und die Zahl der interkulturellen Dialekte schlicht unüberschaubar ist. Wir brauchen uns nur in die Empfangshalle eines internationalen Flughafens zu stellen und können dort die kulturelle Diffusion live beobachten.

Irgendwann wollte ich den möglichen „Schaden“ dieses Trends verringern und habe Reiseführer geschrieben. Vorsichtshalber über eine Gegend, in der touristisch nur noch wenig kaputt zu machen wäre: die Kanarischen Inseln. Später bin ich in die USA und nach Kanada, Pakistan, Sri Lanka, in die Südsee, das südliche und westliche Afrika gereist und war dabei zwischendurch sogar Korrespondent einer entwicklungspolitischen Presseagentur. Immer galt für mich, zwischen den Kulturen zu vermitteln. Ich hätte mich phasenweise vor allem von Malaria- und Cholera-Tabletten ernährt – behauptet meine Frau. Schon bald lehnte mich das Rote Kreuz bei Blutspenden ab; zudem war ich vor lauter Engagement nahezu bankrott und drohte ein Teil der verarmten Dritten Welt zu werden, für die ich mich einsetzte.

In dieser Situation lehnte mich ein Museum der Völkerkunde als Pressesprecher ab, weil ich zu journalistisch und inzwischen zu wenig wissenschaftlich war. Die Entwicklungshelfer konnten ebenfalls nichts mit mir anfangen: zu theoretisch statt praktisch. Ich schrieb zwar für Geo über Autohandwerker in Ghana, konnte aber selbst gerade mal die Reifen wechseln. Ich steuerte auf die Dreißig zu und war für sie ein hoffnungsloser Fall.

Trotzdem schaute ich mich in weiter in der Welt um, unter anderem als Redakteur eines vielbändigen Werkes mit Reportagen über die Weltkultur- und Weltnaturerbestätten der UNESCO und interviewte Menschen wie Heinrich Harrer beim Hüttenberg-Kongress in Österreich, um mehr darüber zu erfahren, wie der Lehrer des Dalai Lama tatsächlich zwischen den Kulturen vermittelte. Anscheinend war ich auf dem Weg zurück nach Europa. Schließlich luden mich Einrichtungen der Bayrischen Landesregierung ein, EU-gesponsorte Seminare zu begleiten, an denen Schotten, Slowenen, Spanier und Deutsche als Jugendarbeiter beteiligt waren. Ich konzipierte Handreichungen für den Deutsch-Französischen Schüleraustausch und „coachte“ auch sonst weiter international, wo immer möglich. Auch privat.

Meine Frau ist zur Hälfte aus Pakistan, dort auch groß geworden und Muslima. Mein Schwiegervater, der zur schiitischen Glaubensgemeinschaft der Ismaili gehört, wohnt inzwischen nahezu bei uns. Unsere Kinder gingen zunächst auf eine gemischte Grundschule mit angeschlossener griechischer Realschule und besuchen jetzt ein Gymnasium mit deutsch-französischem Zug. Sie hatten immer nahezu soviel Freunde ausländischer wie deutscher Herkunft, und bei den Elternabenden waren häufig verschleierte Frauen, denen ihre Töchter und Söhne in stockendem Deutsch übersetzten.

Ich gebe inzwischen Seminare mit Titeln wie „Werte und Normen für Menschen zwischen den Kulturen“ und coache Deutsche, die bis dahin mit ihren ausländischen Kollegen so reden: „Du gehen zu Amt und holen Papier! Versteh'n? ...“ Manchmal werde ich von Zertifizierern eingeladen, die dafür sorgen, dass Dritte-Welt-Produkte sozial gerecht hergestellt werden. Und am Ende bin ich Mitbegründer einer Internet-Plattform, in der Reisende und Bereiste sich treffen und einander ihre Kultur näherbringen sollen. Leider kommen wir nur langsam voran, und vielleicht scheitern wir auch, weil uns auf den letzten Metern das Geld ausgeht. Aber es wäre der Jackpot, um weltweit interkulturell zu coachen.

Letztens habe ich eine Kollegin gefragt, was sie unter „interkulturelles Training“ versteht. Für sie ist es irgendetwas in Soziologendeutsch, das unverständlich klingt und mir irgendwie überflüssig vorkommt, weil ich im Laufe meiner Tätigkeit wenig mit Soziologendeutschen aus anderen Ländern zu tun hatte. Für mich ist interkulturelles Coaching der tägliche Normalfall, und nur manchmal werde ich eben dafür bezahlt.

Wir haben zwei Kinder, die Musik in deutscher Sprache hören, die ich nicht verstehe und bei der es mir graust. Sie reden von „LANs“ und „Emos“, und ich ahne, dass es schon in der eigenen Kultur Strömungen gibt, die an mir vorbei ziehen. Vor Jahren versuchte ich, einem afrikanischen Freund die Punk-Szene zu erklären. Ich war nicht sehr gut darin und fragte ihn am Ende, was er von den schnorrenden Punkern auf dem Stuttgarter Schloßplatz halte, und er antwortete: „Ist doch egal: So hat Gott sie eben gemacht!“ – Cool!

Wie gesagt: interkultureller Coach ist eine weltoffene Haltung von Neugier auf viele unverhersehbare Details, mit denen wir umso leichter umgehen, je bewusster wir uns unseres eigenen kulturellen Mischmaschs sind. Ich werde misstrauisch, wenn Deutsche indianische Schamanen werden oder sich einen roten Punkt an die Stirn kleben, um indischer als die Inder zu sein, ohne dabei auch nur ein einziges Wort Hindi zu sprechen. Genauso lehne ich die Einstellung der Studentin ab, die nach einem Praktikum auf Jamaika sagte, jede Frau, die etwas auf sich halte, sollte ihren Rasta haben.

Interkultureller Coach bedeutet für mich nicht, zwischen Kulturen, sondern zwischen Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft zu vermitteln und dabei deren Individualität zu berücksichtigen und wertzuschätzen. Auf diese Weise habe ich in einem einzigen Gespräch mit einem afrikanischen Freund mehr über die Vielehe erfahren als aus den meisten Büchern über Polygamie. So habe ich erkennen können, dass auch die Angehörigen anderer Religionen besser daran tun, ihrer Schrift zu folgen als den Predigern dieser Schrift. Und so habe ich auch gelernt, dass die deutsche Pünktlichkeit zu mir gehört, „mañana“ einen anderen Ort braucht und mir bestenfalls im Urlaub willkommen ist.

Die Haltung, von der ich sprach, ist die eines Miteinanders, in der beide Parteien kulturell aufeinander zugehen, sich einander erklären, dadurch jedes „Über“ und „Unter“ vermeiden und wirklich in bester Absicht gemeinsam entscheiden. Auch wenn es dabei der Rolle nach eher verantwortlich Gastgebende und Gäste gibt, gelten dabei Regeln und die immer gleichen sechs Kernbedürfnisse: Liebe, Anerkennung, Sicherheit, Abwechslung, Wachstum und Sinnhaftigkeit. Wer die Erfüllungskriterien dieser Werte bei seinem Mitmenschen erkennt, egal aus welcher Kultur, ist gut gerüstet für ein wirkliches Miteinander. Ich übe mich ständig daran – und scheitere dabei trotz aller Professionalität häufig kläglich. Das ist am Ende gut so, denn ich lebe gerne in einer Welt, in der es trotz „McDonaldisierung“ und „Coca-Colitis“ noch immer eine Menge Unterschiede gibt, die wir als interkulturelle Coaches erklären dürfen.

© Peter Kensok, 2007

Zur Person



Peter Kensok, Jahrgang 1959, arbeitet als freier Journalist, Textberater und Coach in Stuttgart. Er ist Sportcoach, interkultureller Coach und Lehrcoach der European Coaching Association. Sein Lehrinstitut für Kommunikationstraining ist ebenfalls als Weiterbildungsinstitut von der ECA anerkannt. Peter Kensok trainiert Führungskräfte und Trainer und bildet in neurolinguistisch orientierten Verfahren für das Leistungscoaching und das Werte-Management aus.